



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 209

Mittwoch, den 8. September 1909

24. Jahrgang.

Amthlicher Teil.

Bekanntmachung.

Die Herren Stadtoberordneten werden auf Freitag, den 10. September l. J., nachm. 4 Uhr, in den Sitzungssaal des Rathauses zur Sitzung eingeladen.

Tagesordnung.

1. Einführung und Verpflichtung des Beigeordneten Klasing als zweiten Bürgermeister.
 2. Projekt betr. die Errichtung einer Abwasserreinigungsanlage, veranschlagt auf 710 000 M., und Bewilligung der im Etat für 1909 vorgesehenen ersten Baubate mit 200 000 M. Ver. A. u. H.
 3. Antrag auf Bewilligung von 16 200 M. für die Umgestaltung verschiedener Wege pp. in den hinteren Anlagen bei der Dienstmühle als Hofstraßenarbeiten. Ver. A. u. H.
 4. Antrag auf Abänderung des Projektes für die Errichtung einer Bedürfnisanstalt auf dem Kurparkplatz. Ver. A. u. H.
 5. Antrag auf Abänderung des Projektes für die Errichtung einer Bedürfnisanstalt auf dem Kurparkplatz. Ver. A. u. H.
 6. Verkauf städtischer Bauplätze an dem Gelände der Artillerie-Kaserne. Ver. A. u. H.
 7. Verkauf von Grundflächen an der Maxentstraße. Ver. A. u. H.
 8. Nachbewilligung von 1000 M. für die Umgestaltung des Paulbrunnens.
 9. Verkauf domänenfiskalischer Grundflächen im Westertal. Ver. A. u. H.
- Wiesbaden, den 8. September 1909.
Der Vorsitzende
der Stadt-Verordneten-Versammlung.

Bekanntmachung.

Rechner unter städtischen Gebäuden liegende Grundstücke, die verschiedenen Größen nach dem 1. Oktober 1909 bis 31. März 1910 öffentlich versteigert werden und ist Termin hierfür auf Samstag, den 11. Sept. d. J., nachm. 4 Uhr, im Bureau der Feuerwache anberaumt.

Bedingungen liegen daselbst aus. Versiegelte Angebote sind vor dem Termin mit der Aufschrift: „Angebot auf Feuerwache-Versteigerung“ abzugeben.

Wiesbaden, den 7. Septbr. 1909. (18606)
Der Vorsitzende der Feuerwache-Versteigerung.

Verdingung.

Die Arbeiten zur Herstellung von etwa 172 m. Metern Betonrohrkanal des Profils 30/20 Zentimeter, einschließlich Sonderbauten, in der Albrecht-Dürer-Straße, nördliche Seite von der Gasse bis zur von Tal-Straße, sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Angebotsformulare, Verdingungsunterlagen u. Zeichnungen können während der Vormittagsstunden beim Kanalbauamt im Rathaus, Zimmer Nr. 57, eingesehen, die Verdingungsunterlagen, ausschließlich Zeichnungen, auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einreichung von 50 M. (keine Briefmarken und nicht gegen Vorkasse) bezogen werden.

Versiegelte Angebote sind spätestens bis Dienstag, den 14. September 1909, vormittags 10 Uhr, im Rathaus, Zimmer Nr. 57, einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter oder der mit schriftlicher Vollmacht versehenen Vertreter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagserteilung berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 14 Tage.

Wiesbaden, den 3. September 1909.
18 711 Städtisches Kanalbauamt.

Verdingung.

Die Erdarbeiten für den Neubau der Straßenbahnwagenhalle in der Reichstraße 1-3 sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsstunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9, eingesehen, die Angebotsunterlagen, ausschließlich Zeichnungen, auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einreichung von 50 Pfennig bezogen werden.

Versiegelte Angebote sind spätestens bis Samstag, 11. Septbr. 1909, vorm. 11 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 7. Sept. 1909. 18694
Städtisches Straßenbauamt.

Nassauische Landesbibliothek.

Verzeichnis der neu hinzugekommenen Bücher, die vom 13. Sept. 1909 an im Lesezimmer ausgestellt sind und dort vorausbestellt werden können. Die mit einem * versehenen Schriften sind der Landesbibliothek vom Nassauischen Altertumsverein überwiesen.

Jahrbücher, Preussische, Bd. 131-135. Berlin 1908.

Jahresverzeichnis der an den Deutschen Universitäten erschienenen Schriften, Bd. 23. Berlin 1909. Gesch. v. d. Königl. Bibliothek zu Berlin.

Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur. Bd. 23. Leipzig 1909.

Luther, M., Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 26 u. 28. Weimar 1909.

Meinhof, Wege zum Herzen des Mohammedaners. Wiesb., Sudan-Pionier-Mission 1908.

Bickel, C., Die christliche Lehre. A. 3. Wiesb., Ed. Rodrian 1881.

Zimmermann, J. G., Ueber die Einsamkeit. Theil 1-4. Karlsruhe 1785. Gesch. v. Frau Dr. Arnoldine Meurer.

Löwenfeld, L., Ueber die Dummheit. Eine Umschau im Gebiet menschlicher Unzulänglichkeit. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1909.

Kunstwart, Halbmonatschau für Ausdruckskultur etc. Jahrg. 21, Teil 1-4. München. 1908.

Chronique des Arts etc. Année 1908. Paris 1908.

The Studio, Vol. 43 u. 44. London 1908.

Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 103-112. Strassb. 1909.

Berichte über Handel und Industrie. Bd. 12. Berlin 1909.

Weltwirtschaft, Ein Jahr u. Lesebuch. Jahrg. 3, Teil 1. Leipzig 1908.

Beiträge zur Arbeiterstatistik. H. 9 u. 10. Berlin 1908 u. 1909. Gesch. vom Kaiserl. Statist. Amt zu Berlin.

Wegesetz vom 7. April 1909. Erläut. von F. Goldschmidt. Mainz 1909.

Brunner, H., Geschichte der englischen Rechtsquellen im Grundriss. Leipzig 1909.

Wlassak, M., Edikt u. Klageform. Jena 1882.

Frank, R., Vergeltungsstrafe und Schutzstrafe. Tüb. 1902. Gesch. v. Prof. Dr. Jodler.

Rohrschmidt, K. v., Preussisches Lehrerbildungsgesetz. A. 5. Berlin 1909.

*Neubourg, Herm., Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Detm. 1887.

Lohr, F., Das Marsfeld, ein Gang durch die Ruinen Roms. Göttingen 1909.

Steinmann-Bucher, A., 350 Milliarden deutsches Volksvermögen. Berlin 1909.

Meyer, A., Aus guter alter Zeit. Berliner Bilder und Erinnerungen. Stuttgart 1909.

Scholtz, R., Das Cistercienserkloster Grafenthal oder vallis comitis zu Asperden. Kleve 1899.

Hasenclever, A., Die Politik der Schmalen Kaldener vor Ausbruch des schmalen Kriege. Berlin 1901.

Körholz, F., Die Säkularisation und Organisation in den preussischen Entschädigungsländern Essen, Werden u. Elten. Münster 1907.

Overmann, A., Die Entwicklung der Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie in der ehemal. Grafschaft Mark. Münster 1909.

Falke, Jak., Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein. Bd. 1-3. Wien 1868-1882.

Tiggel, Jos., Die Entwicklung der Landesherren des Grafen von Arnberg. Münster 1909.

Meyer, K., Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Herfords. Göttingen 1908.

Engelien und Henning, Geschichte der Stadt Landsberg a. d. Warthe. Landab. 1857. Gesch. von Frau Dr. Arnold Meurer.

Schuppli, K. E., Geschichte der Stadterfassung von Solothurn. Basel 1897.

Cromer, Earl of, Das heutige Aegypten. Bd. 1. und 2. Berlin 1908.

Scheffel, P. H., Verkehrsgeschichte der Alpen. Bd. 1. Berlin 1908.

Guizot, L'Histoire de France. Tom 1-5. Paris 1875-1880. Gesch. von einem Ungenannten.

Guéronnière, Alf. de la, M. Thiers et sa mission. Paris 1871.

Averdieck, Elise, Lebenserinnerungen. Aus ihren eigenen Aufzeichnungen. Hamburg 1908.

Metternich, Prince de, Lettres à la comtesse de Lieven. Paris 1909.

Blaas, Karl, Selbstbiographie. Herausg. von Adam Wolf. Wien 1876.

Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen. Bd. 121. Braunschweig 1908.

Creizenach, W., Geschichte des neueren Dramas. Bd. 4. Halle 1909.

Virgil's Aeneide in deutschen Jamben von J. E. Nürnberger. A. 2. Kompton 1841.

Geschenk von Frau Dr. A. Meurer.

Cicero, M. T., Epistolae selectae. R. Dietsch. Lips. 1872. Gesch. v. Frau Dr. A. Meurer.

Goldmann, P., Vom Rückgang der deutschen Bühne. Frankfurt a. M. 1908.

Hölty, L. H. C., Gedichte. Karlsruhe 1818. Gesch. v. Frau Dr. A. Meurer.

Goethe, Hermann und Dorothea. Stuttgart 1817. Gesch. v. Frau Dr. A. Meurer.

Rouquette, Otto, Liederbuch. Stuttgart 1852.

Körnberger, F., Das Goldmährchen. Pesti 1857.

Conrad, M. G., Was die Isar raucht. A. 4. Berlin 1899.

Wildenbruch, E. v., Vater und Söhne. A. 4. Berlin 1903.

Püsterich, Herm., Meine Bühnenerlebnisse. Berlin 1886.

Zola, E., Germinal. F. 118. mille. Paris 1904. Gesch. v. einem Ungenannten.

Levy, E., Petit dictionnaire provençal-français. Heidelberg 1909.

Karr, A., La famille Alain. Nouv. éd. Paris 1886. Gesch. v. einem Ungenannten.

Bréhat, A. de, Aventures d'un petit Parisien. 22. éd. Paris. Gesch. v. einem Ungenannten.

Coppée, François, Fluchtige Erzählungen. Dresden 1892.

Rauff, Geologie und Bergbau. Berlin 1900. Gesch. v. d. Königl. Bergakademie zu Berlin.

Weinlaube. Zeitschrift für Weinbau und Kellerwirtschaft. Jahrgang 39. Kloster-Neuburg 1907.

Führer durch den deutschen Obstbau. Wies R. Bechtold 1909.

Müller-Pouillet, Lehrbuch der Physik etc. Bd. 2, Teil 3. Braunschweig 1909.

Calwer, Käferbuch. A. 2. Stuttg. 1869. Gesch. v. einem Ungenannten.

Pagenstecher, Arnold, Die geographische Verbreitung der Schmetterlinge. Jena 1909.

Behlen, H., Die nassauischen Rotesensteine. Wiesb. P. Plann 1909.

Archiv f. Dermatologie etc. Bd. 89. Wien 1908.

Hoppe-Seyler's Zeitschrift f. physiologische Chemie. Bd. 55. Strassb. 1908.

Edinger, L., Einführung in die Lehre vom Bau und den Verrichtungen des Nerventystems. Leipzig 1901.

Pflug, W., Syphilis oder mortus gallicus. Strassb. 1907. Gesch. v. Herrn Dr. Laquer.

Tuberkulosis. Vol. 7. Berlin 1908.

Winckel, F. v., Allgemeine Gynäkologie. Vorlesungen über Frauenkunde. Wiesb., J. F. Bergmann 1909.

Fischer, Herm., Kriegschirurgische Rück- und Ausblicke vom asiatischen Kriegsschauplatz. Zeitschrift für ärztliche Fortbildung. Jahrg. 5. Jena 1908. Gesch. von Herrn Prof. Dr. Weintraud.

Nichtamtlicher Teil.

Sonnenberg.

Hebung der Freiwilligen und der Pflichtfeuerwehr am Freitag, den 10. September 1909, abends 6 Uhr. Zusammenkunft: „Spritzenhaus“.

Zur Hebung müssen erscheinen:

1. Die Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr;
2. sämtliche Mannschaften der Pflichtfeuerwehr, bestehend aus allen männlichen Einwohnern Sonnenbergs, welche vom 1. Jan. 1874 bis 31. Dez. 1884 geboren sind und nicht der Freiwilligen Feuerwehr angehören, oder nach der Reg. Feuerlöschpolizei-Verordnung befreit sind.

Unpünktliches Erscheinen oder Fernbleiben wird nach § 11 der Feuerlöschpolizei-Verordnung bestraft.

Sonnenberg, den 2. Sept. 1909.
18 713 Die Ortspolizeibehörde.
Buecht, Bürgermeister.

Sonnenberg.

Bekanntmachung.

Der Gemarkungsbegang soll in diesem Jahre Anfang Oktober stattfinden.

Die Grundbesitzer werden ersucht, etwaige Grenzängel bis spätestens 1. Oktober d. J. unter Angabe der betreffenden Parzellen auf hiesiger Bürgermeisterei schriftlich oder zu Protokoll anzumelden.

Sonnenberg, den 31. August 1909.
18 713 Der Bürgermeister: Buecht.

Rambach.

Bekanntmachung.

Die Arbeiten und Lieferungen zur Ausführung der Verlegung des Rambachs, Distrikt „In der Kreuzwiese“ und „Hinter der Kirche“ auf rund 400 Meter Länge, sollen öffentlich vergeben werden.

Die Verdingungsunterlagen und Zeichnungen liegen auf der Bürgermeisterei hieselbst während der Bureaustunden aus, auch können Angebotsformulare und Verdingungsanträge gegen Zahlung von 60 M. bezogen werden. Angebote sind verschlossen und mit entsprechender Aufschrift versehen bis zu dem am

Donnerstag, den 9. September d. J., nachmittags 6 Uhr,

auf der Bürgermeisterei in Rambach angelegten Eröffnungstermin an das Bürgermeisterei in Rambach einzureichen.

Rambach, den 3. Sept. 1909. 18 714
Der Bürgermeister: Morasch.

Fortsetzung des Total-Ausverkaufs

wegen vollständiger Aufgabe

sämtlicher Glaswaren, Porzellan, Steingut, Holz-, Blech-, Eisen- und Emaillewaren, Messer, Gabeln, Löffel, Vasen, Schreibwaren, Steppdecken, Kulturen, Tischdecken, Kleiderstoffe, Läufertücher, Spielwaren.

Alles weit unter Preis.



Seltene Gelegenheit zu billigen Einkäufen.



Wellritzstrasse 22. Simon Meyer, Ecke Hellmundstrasse.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 209.

Mittwoch, den 8. September 1909.

24. Jahrgang.

Die Frau des Konsuls.

Roman von Reinhold Ortmann.

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

XXI.

Es war kein bloßer Vorwand der Feigheit gewesen, als Stuart Milner bei dem Konsul sein Ausbleiben mit einem Unwohlsein entschuldigt hatte. Selbst eine so robuste Gesundheit, wie die seinige, hatte den Aufregungen der beiden letzten Tage nicht mehr standzuhalten vermocht. Er war am Morgen fiebernd aus einem kurzen, von qualvollen Träumen erfüllten Schlummer erwacht und hatte sich so elend und zerfallen gefühlt, daß er kaum fähig gewesen war, ein paar Schritte durch das Zimmer zu machen. In solchem Zustande konnte er sich nicht in das Kontor und noch weniger nach der Villa hinausbegeben.

Seine Wirtin, durch sein schlechtes Aussehen erschreckt, fragte, ob sie nicht nach einem Arzt schicken sollte. Aber Milner wollte nichts davon hören. Nur allein wollte er sein — ganz allein und ungestört. Denn er wußte ja, daß er irgend einen Entschluß fassen mußte, und so lange er noch vergeblich mit diesem Entschlusse rang, war ihm der Gedanke an das Gesicht und an die neugierigen Fragen eines fremden Menschen völlig unerträglich.

Aber der Tag verging, ohne daß sich seinem grübelnden Hirn der rettende Gedanke gezeigt hätte und ohne daß ihm der Mut des Entschlusses gekommen wäre. Sein körperlicher Zustand hatte sich inzwischen wieder gebessert. Die Schwindelanfälle, von denen er am Morgen heimgesucht worden war, hatten sich nicht wieder eingestellt und auch das Fieber war geschwunden. Allein es bedeutete ihm keine Erleichterung, daß sein Kopf klarer geworden war, denn er sah nur um so deutlicher das Gewirr von Zweifeln und Schrecknissen, aus dem er sich durch keine befreiende Tat zu retten wußte.

Noch immer hatte er nichts von Harriet gehört, noch immer zitterte er bei jedem Anschlage der Glocke in der Furcht, daß sie es sein könnte, die mit dem von Gewissensqual verzerrten Antlitze einer Mörderin vor ihn trat.

Es wurde Abend und Nacht und wieder Morgen, ohne daß sie selbst oder irgend eine Kunde von ihr gekommen wäre. Bis auf eine lästige Mattigkeit in den Gliedern und einem dumpfen Druck in den Schläfen fühlte er sich wieder ganz wohl, und da er seit vierundzwanzig Stunden nichts mehr von den ernstesten Ereignissen draußen gehört hatte, rißte er sich eben zum Ausgehen, als es klingelte und gleich nachher an der Tür seines Zimmers geklopft wurde.

Er war auf das Schlimmste vorbereitet, und sein Atem setzte aus, als er einen uniformierten Schuhmann vor sich stehen sah.

Der Beamte grüßte militärisch und fragte höflich: „Herr Stuart Milner?“

„Das ist mein Name.“

Die Verwaltung des städtischen Krankenhauses hat unser Revierbureau soeben durch den Fernsprecher ersucht, Sie davon zu benachrichtigen, daß ein am frühen Morgen eingelieferter Patient Sie in dringender Angelegenheit zu sprechen wünscht. Er soll schwer krank sein, und Sie würden gut tun, sich darum zu beeilen.“

„Wissen Sie auch den Namen des Patienten?“

„Warten Sie, der Leutnant hat ihn mir aufgeschrieben — da steht er.“

Stuart Milner nahm mit zitternden Fingern den kleinen Zettel in Empfang und las: „Sidney Henderson — hier zugeleitet — im Leichenschauhause von einem Blutsturz befallen — Städtisches Krankenhaus — Saal vier.“

Milner sah sich gewaltig. „Es ist gut — ich danke Ihnen. Ich werde mich sogleich auf den Weg machen.“

Während er in einer Droschke den weiten Weg zum Krankenhaus zurücklegte, befand er sich in einem Zustand, der von wirklichem Geistesverwirrung nicht mehr allzuweit entfernt war. Seine Gedanken kamen über den Kreis einer einzigen Vorstellung nicht mehr hinaus — und diese Vorstellung war durch die sechs Worte umschrieben: „Im Leichenschauhause von einem Blutsturz befallen.“

Er suchte weder nach einer Erklärung dafür, woher Harriets Bruder so plötzlich gekommen war, noch wagte er sich Antwort zu geben auf die Frage, was er im Leichenschauhause zu tun gehabt. Er sah nur immer das unheimliche Bild eines Mannes vor sich, der mitten unter den entstellten Leichnamen von Selbstmördern und Verrückten in einer großen Blutlache am Boden lag. Und so greifbar deutlich hatte es sich allgemach in seiner Phantasie gestaltet, so furchtbar fühlte er sich davon erschüttert, als wenn er es mit leblichen Augen erblickt hätte.

Man führte ihn nicht sofort in den Saal, sondern zunächst in das Anmeldebureau des Krankenhauses, und der Beamte, an den er mit seinem Anliegen gewiesen wurde, schien sich in besonders mitteilbarer Laune zu befinden, denn er sagte, als Stuart Milner den Namen des Kranken genannt hatte, mit einem gewissen Bedauern: „Ein tragischer Fall — so recht was für eine rührsame Reporternotiz. Ein Bruder, dem an der Leiche seiner Schwester ein Blutgefäß in der Brust zerspringt! Der arme Mensch hat aber auch wirklich ausgekostetes Pech gehabt. Gestern Abend erhält er in Berlin den Abschiedsbrief, worin ihm seine Schwester mitteilt, daß sie ins Wasser gehen werde. Er hat gerade noch Zeit, den Zug zu erreichen, aber im Bahnhofsgedränge stößt ihm ein Gepäckschützer mit der scharfen Kante eines Koffers derart vor die Brust, daß der Bedauernswerte schon während der Fahrt anfängt Blut zu speien. Trotzdem fährt er gleich nach der Ankunft zur Polizei, und als man ihm sagt, daß in der Morgenfrühe draußen bei der Billenwurststadt eine weibliche Leiche angeschwemmt worden sei, auf die seine Beschreibung paßt, geradeswegs zum Schauhaus. Es war richtig seine Schwester, die er fand, und die Erschütterung bei ihrem Anblick gab ihm den Rest. Ich sah es, als sie ihn vorhin hierher brachten, und ich möchte nicht fünf Pfennige für sein Leben geben. — Aber was ist Ihnen denn, Herr? Sind Sie vielleicht auch krank?“

Stuart Milner, der sich während der Erzählung des Beamten mit beiden Händen an der Barre hatte festklammern müssen, verneinte. Aber es klang wie ein Nehen und seine Bähne schlugen hörbar aufeinander. Der Schreiber streifte mit einem misstrauischen Blick über ihn hin, dann sagte er, um ihn los zu werden, ziemlich kurz: „Saal vier! — Im ersten Stock rechter Hand die zweite Tür — Sie können sich ja bei einem der Wärter erkundigen, wenn Sie es nicht gleich finden.“

Stuart Milner brauchte in der Tat eine lange Zeit, bis er sein Ziel erreicht hatte. Aber es geschah weniger deshalb, weil er die rechte Tür nicht finden konnte, als weil die Füße ihm bei jedem Schritt den Dienst zu versagen drohten.

Endlich tat sich der langgestreckte, helle Krankensaal mit seiner Doppelreihe von Betten vor ihm auf, und eine Pflegerin führte ihn zu einer Lagerstätte ganz am Ende des Raumes. Ein spärliches, weißes Gesicht mit fieberroten Flecken auf den Wangenknochen wandte sich ihm zu und zwei tiefliegende Augen funkelten ihn an.

„Guten Tag, Sidney!“ würgte er hervor. „Ich bin sehr unglücklich, Sie unter so traurigen Umständen wiederzusehen.“

Der Kranke streckte die Hand nach ihm aus. Mit einem häßlichen Nassen gingen seine kurzen Atemzüge ein und aus. „Näher!“ flüsterte er mit mühsamer, heiserer Stimme. „Näher!“ — Stuart Milner — Sie sind ein Schurke — und ein dreimal verfluchter Mörder!“

„Ich kann mit Ihnen jetzt nicht reden, ich muß zuhause sein.“ — „Wann ist mein Zeuge, daß ich anders gehandelt hätte, wenn ich dies furchtliche hätte voraussehen können.“

Der ehemalige Jodel antwortete ihm nicht. Mit Anstrengung zog er die Schublade des Nachtschranks neben seinem Bette heraus und entnahm ihr einen gemittelten Brief.

„Da — das ist für Sie! Ich brauche ihn nicht mehr, denn was darin steht, behalte ich auch so. Ich schreibe Ihnen, Stuart, daß ich es nicht vergessen werde. Aber Sie sollen ihn lesen — hier vor meinen Augen sollen Sie ihn lesen.“

Milner gehorchte. Er hatte Harriets Handschrift erkannt, und wenn auch anfangs vor seinem umflorten Bild die Buchstaben ineinander verschwammen, endlich brachte er sie doch zu Worten zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Der fünfte Mann.** Die Berliner Heiratsstatistik vom Juli 88. Jg. muß den Reiz aller der ehelosen Weiblichkeit erwecken. 14 Wittven zweiter Ehe haben ebenso wie 12 bereits zweimal geschiedene Frauen einen neuen Mann gefunden, eine mehrfache Witwe hat zum 4. Male geheiratet. Sie alle werden aber übertritten von der trauernden Witwe von vier Männern, die jetzt zum fünften Male geheiratet hat. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: den Mut des Mannes oder die Ausdauer der Frau. Im übrigen konnten auch sechs Wittver das Alleinsein nicht mehr vertragen und heirateten zum vierten Male.

□ **Sub oder Mädel?** Eine neue Theorie zur Bestimmung des Geschlechts vor der Geburt stellt Dr. Schöner in den „Beiträgen zur Geburtshilfe“ auf. Er behauptet im Gegensatz zu der wissenschaftlich allgemein anerkannten Lehre, daß die Geschlechtsbestimmung bereits vor der Befruchtung von der mütterlichen Seite rein mechanisch festgelegt werde. Während alle bisherigen Hypothesen über die Bestimmung des Geschlechts mit mehr oder minder willkürlichen Eingriffen in die Entwicklung des bereits befruchteten weiblichen Eies rechnet, wie die Lehre Professor Schenks, der durch die Art der Ernährung einen gewissen Einfluß auszuüben versuchte, erklärt Dr. Schöner, die Entdeckung gemacht zu haben, daß ein rein schematisches Zahlengesetz das Geschlecht bestimme. In jedem Monat verlassen in einer ganz genau geregelten Reihenfolge entweder weibliche oder männliche Eichen die Ovarien. Man könne nach der ersten Geburt der Frau durch eine Berechnung ohne weiteres den Zeitpunkt bestimmen, zu dem entweder ein männliches oder weibliches Ei zur Befruchtung gelangen könne. Die Angaben Dr. Schöners müssen selbstverständlich wissenschaftlich sehr genau nachgeprüft werden. Eine große Portion Skepsis ist um so mehr gerechtfertigt, als auch z. B. der bedeutende Berliner Biologe Professor Oskar Hertwig die Anschauung vertritt, daß die Geschlechtsbestimmung des Eies frühestens im Moment der Befruchtung erfolgt, nie aber früher. Bisher haben sich alle Hypothesen und Lehren, die man für eine vorherige Bestimmung des Geschlechts der kommenden Generation aufgestellt hat, in der Praxis als unausführbar oder unrichtig erwiesen.

□ **„Hochzeitsgeschenke verboten“.** „Bitte, keine Blumen“, ist eine Phrase, an die die Leser von Todesanzeigen längst gewöhnt sind, aber die Bitte, keine Geschenke zu machen, in einer Verlobungsanzeige ist entschieden etwas Neues. Braut und Bräutigam, die in London eine so revolutionäre Ankündigung ihrer baldigen Hochzeit in den dortigen Blättern erließen, wurden infolgedessen schleunigst von den Reportern interviewt. „Er“ ist Richter im Sudan, „sie“ eine „alte Jugendliebe“ von ihm. „Was soll man in dem sandigen Wüstenland mit Kisten voll silberner Tassen, versilberten Teekannen und dergleichen?“, sagte die junge Braut zur Erklärung der seltsamen Ankündigung. „Aber die Glückwünsche unserer Bekannten“, fügte sie hinzu, „find uns natürlich willkommen“. Die Frau eines anderen überseeischen Beamten erklärte auf Befragen über denselben Gegenstand, daß für Brautleute, die in den Kolonien leben müßten, ein mehrziffriger Scheck das angenehmste Hochzeitsgeschenk sei. Vielleicht nehmen die Freunde der zukünftigen Frau Richter im Sudan sich „das ad notam“.

□ **Das Insektenblinde Iowa.** Aus Newhork wird berichtet: Mit heftiger Spannung verfolgt man in Amerika den seltsamen Feldzug, der im Staate Iowa mit wertvoller Unterstützung der Behörden gegen den Aush eröffnet ist. Auf Staatskosten hat man jetzt Tausende von hübschen kleinen rosafarbenen oder himmelblauen Bändchen angefertigt, die die Inschrift tragen: „Küsse mich nicht“. Alle kleinen Kinder Iowas sollen diese Mahnung als Halsband tragen. Genaue Register werden geführt, überall, wo ein Kind zur Welt kommt, empfangen die Eltern sofort das vom Staate approbierte Halsband. Der Leiter des neugegründeten Gesundheitsamtes, Dr. A. E. Kefford, hat soeben eine Rundreise durch das ganze Land beendet, auf der er alle Lehrer und Lehrerinnen zum Kampfe gegen das Küssen aufgerufen hat. In hundert Versammlungen hat er von den „Gefahren“ des Küßens gesprochen und „die Torheit dieser kindischen Unsitte“ erbarmungslos an den Pranger gestellt. Das Küssen gehört nach ihm eigent-

lich der Steinzeit an, wie das Wackeln der Hände von Mäusen und Fingern. „Ich bin überzeugt“, äußert sich Dr. Kefford vertrauensselig, „daß es mir gelingen wird, innerhalb einer Generation diese gefährliche Unsitte auszutöten.“ Die Schullehrer haben ihm ihre Hilfe zugesagt. Wo immer Gesellschaften, Bändchen im Freien oder Tanzkränzen stattfinden, empfangen alle Gäste vorher Winke von den Gesundheitsreformatoren, kurze Sinnerprüche, etwa des Inhaltes: „Sehe den, den Du liebst, nicht den Wackeln eines Kusses aus.“ Wenn die Lehrer irgendwie Grund haben, anzunehmen, daß einer ihrer einstigen Zöglinge flirrt, so erhält er sofort mit der Post die milde Mahnung, die Geliebte zwar an der Hand zu fassen und innig zu drücken, aber beileibe nicht zu küssen. Für fünfzehn Jahre alte Mädchen, die nie geküßt wurden, sind Geldpreise ausgesetzt. Die Jugend Iowas soll ungeküßt zu Männern und Frauen heranwachsen.

□ **Präsident Taft beinahe — verhaftet.** Der Präsident der Vereinigten Staaten, der am Samstag einen Automobilausflug nach Boston unternommen hatte, mußte dabei die Erfahrung machen, daß auch er vor einem Schuhmann nicht sicher ist. Da das Auto, in dem Taft, seine Gattin und zwei andere Damen saßen, mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 20 Meilen dahinfuhr, zwang ein Konstabler der Chauffeur, anzuhalten. Als der Konstabler im Begriffe war, die Namen der Automobilisten zu notieren, um sie zur Anzeige zu bringen, gab sich der Präsident zu erkennen. Der wadere Hüter des Gesetzes war zunächst etwas verblüfft, ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen und erklärte, daß Automobilisten nur mit einer Geschwindigkeit von 10 Meilen in der Stunde fahren dürften, da er aber den Präsidenten der Vereinigten Staaten schlecht verhaften könne, wolle er die Ueberschreitung noch einmal durchgehen lassen. Sprach's und wandte sich. Taft rief dem wadern Neuengländer noch ein Wort des Dankes zu und setzte dann mit der vorgezeichneten Geschwindigkeit seine Fahrt fort.

□ **Wie man grüßt.** Es gibt Grüße, die sich von Ohrfeigen nicht wesentlich unterscheiden, und solche, die man beinahe eine Liebföschung nennen könnte. Zwischen beiden liegt eine Stala von Abstufungen nach der einen oder anderen Seite hin. Da ist der gleichgiltige Gruß der oberflächlichen Bekanntschaft; flüchtig hingeworfen und ebenso erwidert; er ist nichts als der konventionelle Ausdruck dessen, daß man sich erinnert, das Titelblatt dieses Gesichts einmal irgendwo und bei irgend einer Gelegenheit gelesen zu haben. War dieses Titelblatt so geartet, daß es den Wunsch erweckte, das Buch selbst aufzuschlagen, so wird die interessierte Art des Grußes das ohne Zweifel erraten lassen. Es gibt Menschen, die ihrem Hochmut nichts abzurufen vermögen, als ein unendlich gezwungen anmutendes, kaum merkliches Reigen des Kopfes und solche, die auf einen höflich freundlichen Gruß keine andere Antwort haben, als ein rudartiges Senken der Augenlider. Ein Gruß kann dem andern etwas nehmen, wenn auch nur die Freudigkeit einer Augenblicksstimmung, kann ihn verwirren als unbediente Kränkung, kann seinem Selbstgefühl einen empfindlichen Stoß versetzen, in die Harmlosigkeit seines Empfindens den ersten Tropfen Bitterkeit träufeln. Ein Gruß kann aber auch geben. Ein älterer Herr sagte mir einmal von einer Dame: „Sie grüßt so, daß es mir jedesmal ist, als glitte ein Sonnenstrahl über mich hin.“ Das ist der rechte Gruß, einer, bei dem der andere ein Gefühl inneren Erwärmtheits wie einen Segen mit sich nimmt. Vor allem da sollten wir diese bescheidenste Art des Wärmependens üben, wo uns einer entgegentritt, den das Gesicht auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Ordnung eine Sprosse tiefer gestellt hat.

□ **Das Museum von Waterloo.** Das in der Nähe des Löwendenkmal auf dem Schlachtfelde von Belle Alliance, das die Engländer mit starrer Hartnäckigkeit und in Verkenntnis der historischen Tatsachen immer noch das von Waterloo nennen, ist in diesen Tagen mit dem zugehörigen Gasthof, in welchem es untergebracht war, in einem Brüsseler Versteigerungslotale unter den Hammer gekommen. Das Museum, wenn man es schon so bezeichnen will, enthielt eine Sammlung von Gegenständen, die wirklich oder angeblich auf die große Schlacht Bezug hatten, und war von dem Engländer Cotton, der unter dem Marquis von Anglesch als Wachtmeister bei den 7. englischen Husaren mitgekämpft hatte und den eine Art von Spleen immer wieder auf die denkwürdige Stätte zurückzog, so daß er sich schließlich dauernd dort niederließ, im Jahre 1825 angelegt worden. Die Sammlung war im Laufe der Zeit allmählich auf etwa 3000 Nummern angewachsen und enthielt neben vielen zweifellos echten Stücken (da sah man das Wehrgeheft des in der Schlacht gefallenen belgischen Grafen Camille du Chastel, ein Paar silberne Sporen, die Napoleon getragen hatte, einen mit N gezeichneten Fleischtopf aus der kaiserlichen Feldküche, den Stiefel des Generals Welliard, Handschriften von Wellington und Ney usw.) auch vieles, was wohl nur in sehr entferntem Zusammenhang mit der Schlacht stand, das aber die schlauen Bauern der Umgegend, als sie die Marotte des „verrückten“ Engländer erkannt hatten, für diesen Zweck „etikettierten“. Trotzdem wurde das Museum sehr viel, namentlich von Engländern und Amerikanern, besucht. Es war das Gerücht verbreitet worden, die englische Regierung wolle die Sammlung ankaufen, dieses Gerücht hat sich indessen nicht bestätigt. Ein belgischer Liebhaber erzielte mit einem Gebote von 175 000 Franken den ersten Zuschlag, der zweite und endgültige wird erst im Monat Oktober erfolgen.

Was bringt die Mode?

Allem Anschein nach sind die Tage des breiten, mit einem Nietenband versehenen Damenhutes gezählt, und auch der Topfhut scheint auf dem Aussterbeort zu stehen. Eine an einen Nietenband erinnernde Form mit einer zuderhutähnlichen Spitze wird das bevorzugte Modell der kommenden Futmode sein. Vorzüglich benutzt man zu seiner Herstellung den langhaarigen Samt, dem man vor dem kurzhaarigen, bisher gebräuchlichen, den Vorzug gibt. Ein Himbeer- bis Tomatenrot, das man wohl als „Altrot“ bezeichnet, scheint die beliebteste Farbe werden zu wollen. Daneben wird man Blau und Grün tragen, jedoch in Tönungen, die an die verblähten Farben alter Stofftapeten erinnern. Blätter und natürliche Blumen sind von dem Herbsthute verbannt. Dagegen hat man aus Samt und kleinen Federn künstliche Blumen hergestellt, die man in ausgiebigem Maße zur Garnierung verwendet. Um die obere Hälfte des Turbanhutes legt sich wohl ein weißes, sanftes Gefieder, das aus weißem Pelz oder den Daunenfedern des Schwanes hergestellt ist.

Ein großer Strauß, gleichfalls aus Samt und Federnblumen gebildet, befindet sich an der rechten Seite des Hutes, der von ferne den Eindruck eines großen, oben abgeschlagenen Zuderhutes macht. Neben Weiß bevorzugt man Schwarz zur Garnierung des im allgemeinen sehr einfach gehaltenen neuen Herbstmodells. Schwarzes Samtband umflingt den hohen Kopf, dessen Krone aus Gold- oder Silberbrokat gefertigt ist, während eine große, künstliche Blume, etwa Niejennelle oder Seerose, sich als einziger Schmuck auf der rechten Seite befindet. Ja man hat sogar Hüte, die als einzigen Schmuck einen der großen künstlichen Federsträuße tragen und im übrigen durch die Feinheit des weichen langhaarigen Samts und ihre hohe elegante Form wirken. Wenn an dem Hute der kommenden Saison eine Krempe geblieben ist, so wird diese stets nach unten geschlagen und zieht sich in weichen, wellenförmigen Linien um das Haar der Trägerin. Mit dem Turbanhute ist auch der Schleier, der in den letzten Jahren wenig getragen wurde, wieder in die Gunst der Damenwelt zurückgeführt. Man trägt entweder ein großmütiges, aber sehr feines Gewebe, oder einen engmaschigen, fast an ein Staubnetz erinnernden Schleier, der unter dem Kinn gefnotet wird und eine Nachahmung des beim Automobilfahren und in neuerer Zeit wohl auch beim Flugsport getragenen Damenschleiers ist.

Die Handtaschen, die seit Jahren zum Promenadenanzug der eleganten Frau gehören, haben eine neue Komplikation erfahren. Man bedient sich für den Vormittag und Nachmittag verschiedener Modelle. Zu dem einfachen, meist fußfreien Schneiderkleid, wie wir es in den Morgenstunden am Strand der See, auf den Promenaden der Bäder und in den großen Städten sehen, sind die Handtaschen von geachteter Einfachheit. Sie sind flach und edig geformt, das Material ist dunkles Leder, meist schwarz, grün oder violett. Zwei Lederriemen dienen als Ansaffer. Ein mattes Gold- oder Silbergeschloß schließt die Tasche, in der außer der Geldbörse noch Taschentuch, Puderquaste, Visitenkarten, Notizbuch usw. Platz finden, und die geräumig genug ist, um kleine Vorräte bergen zu können. Am Nachmittag trägt man zu den eleganten Watist- und Halbseidenkleidern mit den umfangreichen federgetrönten Hüten, die die schlichten Panamas des Morgens ersetzen, auch elegantere Handtäschchen.

Hier sehen wir die seit Jahren üblichen Säckchen aus Gold- und Silbermaschen vorherrschen. Sie sind viel mit allerlei Edelsteinen durchflochten, die in phantastischen Arabesken den Grund durchziehen oder als vielverschlungenes Monogramm die Mitte bedecken. Man sieht auch ganze Streublumenmuster von Rosen aus funkelnden Rubinen mit Smaragdblättern auf goldenem Grunde. An manchen Taschen sind nur die Verschlüsse mit Steinen eingelegt. Taschen ganz aus Korallengeflecht, aus geschliffenen Bernsteinkugeln, aus Opalen usw. tauchen hin und wieder auf. Am geschicktesten wirken diejenigen aus mattschraffierten Goldplatten in Form der flachen kleinen Reisetäschchen, deren glatten Grund ein Monogramm von eingelegten Perlen oder Brillanten bildet.

Die Geldbörsen sind als neueste Modestpielerei genau den äußeren Taschen in klein nachgebildet und gleichfalls für den Morgen schlicht, für den Nachmittag möglichst kostbar. Für die jungen Mädchen und Kinder hat man Beutel aus schwedischem Leder oder steifer Seide eingeführt, die gebrannt oder gemalt bei den älteren denselben Zwecken wie bei den Müttern dienen, während die der Kleineren und Kleinsten, bedeutend umfangreicher, zur Aufnahme der nach dem Spielplatz mitgenommenen Gegenstände bestimmt sind. Wäcker, Zeichengeräte, Källe, Kreisel, Diabolo, Geräte zum Sand- und Wasserschießen usw., das alles findet in großen Pompadours aus Kretonne oder steifer Seide Platz.

Nansen als Wetterprophet.

Eine sensationelle Entdeckung.

Die Forschungen, die seit einigen Jahren mit größtem Eifer betrieben werden, um die Temperaturverhältnisse der nördlichen europäischen Meere zu erforschen, stehen im Begriff, Ergebnisse von ganz ungewöhnlicher Tragweite hervorzubringen, ein vollständiger Beweis dafür, was durch ein internationales Zusammen-

wirken auf dem Gebiet der Wissenschaft erzielt werden kann. Was die Welt an Aufklärung von diesen Forschungen zu erwarten hat, lehrt in geradezu verblüffender Weise ein Kussak, den Kapitän Nansen in Gemeinschaft mit seinem Landsmann Sellaand-Nansen zunächst in der Monatschrift „Naturen“ und jetzt auch in deutscher Sprache in der „Internationalen Revue der gesamten Hydrobiologie“ veröffentlicht hat.

Es sei gleich hervorgehoben, daß der Inhalt seiner Bedeutung nach nicht etwa auf Norwegen beschränkt ist, zumal schon vor mehreren Jahren Professor Reinardus eine Beziehung zwischen den Temperaturen über der Nordsee im Nachwinter und im Ertrag der Aderbauerzeugnisse in Deutschland und Oesterreich nachgewiesen hat. Es handelt sich also, um die Hauptsache vorwegzunehmen, um nichts Geringeres als um die Voraussage von Ernteträgen und Fischereiergebnissen auf eine Reihe von Monaten im Voraus. Die bisherigen Schlüsse sind auf einen Forschungszeitraum von fünf Jahren begründet, der zur Lösung einer so bedeutungsvollen Frage nicht ganz ausreichend sein kann.

Wenn demnach die Untersuchungen einer emsigen Fortsetzung und Vervollständigung bedürfen, so hält es Nansen selbst doch für unwahrscheinlich, daß die bisher bereits erhaltenen Ergebnisse nur einen zufälligen, für einige Jahre gültigen Wert haben sollten. Die Grundlage ist darin zu erblicken, daß die Wassertemperatur der Nordsee einen großen und langdauernden Einfluß auf den Gang der Bitterung in den umgebenden Ländern ausübt. Daraus erklärt sich auch die in diesem Jahre wieder so deutlich hervortretende Erscheinung, daß das Klima in unseren Gebieten häufig längere Zeit, durch Wochen und sogar Monate, dieselbe Eigenart behält.

Es gilt zum Beispiel als eine Regel, daß auf einen kalten Februar auch ein kalter März und April folgt, und Bitterfrost, der diesen Zusammenhängen zuerst auf den Grund gekommen ist, hat sogar eine auffällige Abhängigkeit der Blütezeit verschiedener Frühlingsblumen in Norwegen von der größeren oder geringeren Höhe der Temperatur nachgewiesen, die das Oberflächenwasser der Nordsee in den letzten Wintermonaten gehabt hat.

An den Temperaturverhältnissen der Nordsee würde sich also gleichsam die Wetterprognose für die angrenzenden Länder einige Monate im Voraus im allgemeinen ablesen lassen. Nun kommt die durch die neuen Forschungen erwiesene Tatsache hinzu, daß sich das warme atlantische Wasser allmählich, aber sehr langsam, in der Nordsee nach Norden bewegt. Es braucht wahrscheinlich ungefähr ein Jahr, um von der Linie vom Sogne-Fjord nach Island bis in die Breite der Lofoten zu gelangen und dann wieder ein weiteres Jahr, um bis ins Barents-Meer vorzudringen.

Danach wurden sich durch ständige Untersuchungen des Meerwassers in der Gegend des Sogne-Fjords die klimatischen Verhältnisse in der Gegend der Lofoten etwa um ein Jahr, diejenigen im Barents-Meer um volle zwei Jahre voraussagen lassen. Für den am meisten nach Norden gelegenen Meeresteil würde dieser Umstand hauptsächlich nur die Bedeutung haben, daß man lange im Voraus beurteilen könnte, ob sich dort viel oder verhältnismäßig wenig Eis vorfinden wird, was für die Schifffahrt jeder Art von größter Wichtigkeit wäre. Für Norwegen aber ist die Tragweite eine viel größere, wenn man auf ein Jahr voraus weiß, ob der folgende Winter ungewöhnlich warm oder kalt ausfallen wird.

Schon jetzt ist ein Einfluß dieser Zusammenhänge auf die Wachstumsverhältnisse im höchsten Grade wahrscheinlich geworden. Die Bergkiefern wachsen mehr oder weniger, je nachdem im Jahre vorher die Temperatur des Nordseewassers höher oder niedriger gewesen ist, und ebenso lassen sich vermutlich mit ziemlich großer Genauigkeit die Erträge an Getreide, Erbsen und Bohnen, Kartoffeln und Heu um mehrere Monate voraussagen, desgleichen übrigens auch der Ertrag der großen Fischerei, die jedes Jahr im Inselreich der Lofoten vor sich geht. Diese Beziehungen gehen so weit ins einzelne, daß man nach der Temperatur des Meerwassers am Sogne-Fjord beurteilen kann, ob die Dorfsche, die im nächsten Jahre in den Lofoten zu fangen sein werden, viel oder wenig Roggen und Leber haben werden. Man würde also sogar den größeren oder geringeren Ertrag an Leberthran im Voraus berechnen können. Das sind in der Tat Ergebnisse, die eine ganz neue Perspektive eröffnen, und es scheint, daß die Menschheit auf dem Umwege der Meeresforschung zu neuen Gesetzen der Bitterungskunde und der Wettervoraussage gelangen wird, nach denen die Meteorologie lange hingestrebt hat, ohne sie bisher erreichen zu können.

Künstliche Pilzzucht.

In vielen Gemeinden von Belgord in Südschweiz wird die Aufzucht der am meisten geschätzten Trüffelart, der schwarzen Trüffel, künstlich betrieben. Hierzu werden Trüffelnollen getrocknet, zerkleinert und mit Wasser zu einem dünnen Brei zerrieben; von diesem streicht man kleine Mengen auf grüne Haselnuß- oder Eichenblätter, die in den Boden unter Eichen gelegt werden. Nach fünf bis sechs Jahren erscheinen unter der Krone der Bäume die ersten Trüffeln. Bei uns kommt die schwarze Trüffel nur im westlichen Deutschland vor; die im Innern unseres Vaterlandes wachsenden Trüffeln, die sogenannten „guten“ Trüffeln, gehören anderen Arten an und sind nicht so beliebt wie die schwarze Trüffel. Prof. Wahr schlägt daher in der Naturwissenschaftlichen Zeitschrift für Forst- und Landwirtschaft vor, die Auf-

...der Champignon auch im Walde gut gedeiht, ist bekannt, doch pflegt man diesen Pilz künstlich meist außerhalb des Waldes zu züchten. Von Mayr angestellte Versuche, den Steinpilz auf Stellen im Walde zu übertragen, wo er bisher ganz fehlte, sind, wie es wenigstens nach fünfjähriger Dauer scheint, erfolglos geblieben. Dagegen hat Schröder kürzlich im Zentralblatt für das gesamte Forstwesen von der Kufkraterelle, die im Aroma nur der Périgord-Trüffel nachziehen soll, berichtet, daß sorgsam ausgewählte Stellen im Walde, die künstlich mit Sporen dieses Pilzes infiziert wurden, bis zu 50 Prozent reichlich Frucht brachten.

In Japan hat Mayr Gelegenheit gehabt, die Aufzucht des schmackhaftesten aller japanischen Pilze, des Agaricus-Shitake kennen zu lernen. Die Kultur dieses Pilzes bildet für ganze Distrikte des japanischen Waldes die einzige Art der Forstbenutzung. Jüngere Stämme von verschiedenen Laubholzarten oder Nadeln von Armes, bis Schenkelbäume werden unmittelbar nach dem Mattabjalle gefällt, etwa 100 Tage im Walde liegen gelassen und dann in drei bis vier Fuß lange Stücke zersägt, die mit tiefen Einschnitten versehen werden.

Die an den Pilzkulturläplchen stets gegenwärtigen Sporen des Schitake setzen sich an diesen Wundstellen an, das sich entwickelnde Pilzmycel verwandelt das Holz in eine weiche, brüchige Masse, und schon im Herbst des ersten Jahres, besonders aber im zweiten und in den folgenden vier Jahren nach der Infektion brechen teils aus der Rinde, teils aus den Schnittwunden die Hutpilze hervor, die merkwürdigerweise je größer, desto besser und teurer sind.

Prof. Mayr hat schon vor Jahren vorgeschlagen, den Schitake nach Deutschland zu verpflanzen, und hat selbst Versuche in dieser Richtung angestellt, indem er Laubholzprügel anbohrte und in die Bohrer infizierte Holzstücke, die er aus Japan mitgebracht hatte, einsetzte. Es zeigte sich, daß Buche, Eichen und Birke sich zur Aufzucht des Pilzes am besten eignen, daß jedoch die jungen Kulturen sehr unter den einheimischen Pilzen, die sich an denselben Stellen einmisten, sowie unter Schneckenfraß zu leiden haben. Diese Versuche sollen noch fortgesetzt werden. Nicht beachtenswert erscheint auch der Hinweis auf den Versuch, im Regenwalde unserer tropischen und subtropischen Kolonien die wertvollen, den wertvollen Baumarten nur schädlichen Bäumen für Schitakezucht zu benutzen.

Goethe im Amte.

Ueber die amtliche Tätigkeit Goethes als Weimarer Staatsmann vermag man sich in weiteren Kreisen auch heute noch keine rechte Vorstellung zu machen. Sie beginnt schon bald nach des Dichters Uebersiedelung nach Weimar und dauert bis an sein Lebensende. Freilich tritt nach der Rückkehr des Dichters aus Italien ein Umschwung in seinem Leben auch nach dieser Seite ein. „Ich werde Ähren mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das tun lassen, was niemand als ich tun kann,“ schrieb er an seinen Fürsten Carl August aus Italien und dieser ernannte ihn für künftig vom Präsidium der Kammer und der Kriegskommission und übertrug ihm die Aufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaft im Lande.

Von dieser Tätigkeit Goethes gibt das Goethe-Jahrbuch für 1900, das die Goethegesellschaft am 28. August 1879 zum ersten Male erscheinen ließ und von dem jetzt die dritte Dekade vollendet vorliegt, in einem der Jahresberichte Goethes über den Zustand der Museen und anderer wissenschaftlichen Anstalten, an der Jenaer Universität beredete Kunde. Man staunt über den Weitblick, den der Dichter hier bei Neuorganisation und zeitgemäßen Ausbau der Institute bezeugt, wie er über dem Einzelnen das große Ganze stets im Auge zu behalten und zu betonen weiß und mit feinstem Empfinden seine doch mehr dilettantischen als streng fachlichen Anschauungen im Bereiche der Naturwissenschaft organisatorisch fruchtbar zu verwerten vermag.

Die monistische Weltanschauung Goethes leuchtet hier überall zwischen den Zeilen durch, mag er sich über das mineralogische Kabinett, über das physikalische oder chemische Laboratorium, über die anatomischen oder zoologischen Sammlungen und deren sinngemäßen Ausbau oder sonstige berichtend äußern. Ueber die Frage nach der Errichtung einer Sternwarte an Jena's Universität äußert sich Goethe am Ende des fraglichen Buches und schließt die Erörterungen mit folgenden, bisher nicht veröffentlichten Zeilen: „Wenn man die Mathematik verehren, ja sie lieben will, so muß man sie da betrachten, wo sie sich als Priesterin der Astronomie darstellt. Hier hat sie Gelegenheit, alle ihre Tugenden zu entwickeln, sie ist ganz eigentlich an ihrem Platze im innersten und äußersten Heiligtum der Natur. Das unmittelbare, ununterbrochene Zusammenwirken aller Astronomen ist bekannt, und in dem Maße, das sie über die Erde gezogen haben, wird Jena nun auch als ein bedeutender Knotenpunkt erscheinen. Der Astronom ist der geselligste Einsiedler, und der unsrige wird sehr bald in dem großen Vereine mitwirken und uns, seine nächsten Nachbarn, durch manche Mitteilungen aus der weitesten Welt erfreuen können.“

Ein Riesenmeteorstein.

Nur ein solcher kann es gewesen sein, der den etwa kreisrunden, 1200 Meter Durchmesser haltenden Krater im Staate Arizona, etwa zwei Meilen von dem berühmten Canon Diablo, geschlagen hat. Der Boden dieser gewaltigen Vertiefung liegt 134 Meter unter der Hochfläche und ist von einem gegen 50 Meter hohen Wall umgeben, der, aus groben und feineren Gesteinstrümmern bis zu ganz mürbem Gesteinsmehl bestehend, offenbar aus der Masse erbaut ist, die einst in Schichtenzusammenhang jene Vertiefung ausgefüllt hat. In weitem Umkreise um den Krater finden sich zahlreiche Meteorsteine, die als diamanthaltig leider zumeist weggeführt wurden, ehe die Wissenschaft sich des Fundes bemächtigen konnte. Immerhin ließ sich erweisen, daß es sich hier um den größten bisher bekannten Meteorfall handelt.

Die Gesamt schwere der Meteoriten wird auf 20 Tonnen, das Zwei- bis Dreifache der schwersten anderswo gefallenen Massen, geschätzt. Im Krater selbst hat man nur drei oder vier Meteorite auflesen können, dafür zeigten aber die lockeren sandigen Tagen bis zu 200 Meter Tiefe chemisch nachweisbare Spuren von Eisen und Nickel, den Hauptbestandteil der Meteoriten. Nach Wirkungen zu urteilen, die in den Boden einschlagende Geschosse hervorbringen, und angesichts des riesigen Kraterdurchmessers sollte man einen Einschlagkörper von etwa 150 Meter Durchmesser vermuten, eine Masse, von der das gefundene Material kaum ein Tausendstel beträgt.

Wo blieb dieses gewaltige Geschoss aus der Weltallsferne? Daß im Boden noch viel davon stecken sollte, ist nach den Erfahrungen über das stets nur oberflächliche Eindringen kleinerer Meteoriten kaum anzunehmen. So bleibt nur die Annahme, es sei die Masse des Meteorsteins, sowie ein großer Teil der betroffenen Sandsteine und Kasse im Augenblicke des Aufspralls durch die dabei entwickelte Hitze eingeschmolzen und sofort vergast worden. Die Ausdehnungskraft der Gase muß dann zu einer gewaltigen Explosion geführt haben, bei der das ganze Material, Gestein wie Meteoritmasse, in weitem Umkreise verstreut wurde. Erklärte man schon lange die Entstehung mancher kleineren Rindkrater durch den Aufschlag aus dem Weltall kommender Fallkörper, so kann man auch hier bis auf weiteres annehmen, daß ein gewaltiger Meteorit eine kraterähnliche Oeffnung in ein altes Plateau der Erdoberfläche geschlagen hat, allerdings in einer beträchtlich hinter uns liegenden Vergangenheit.

Am Schachbrett.

Auflösung zu Nr. 203.

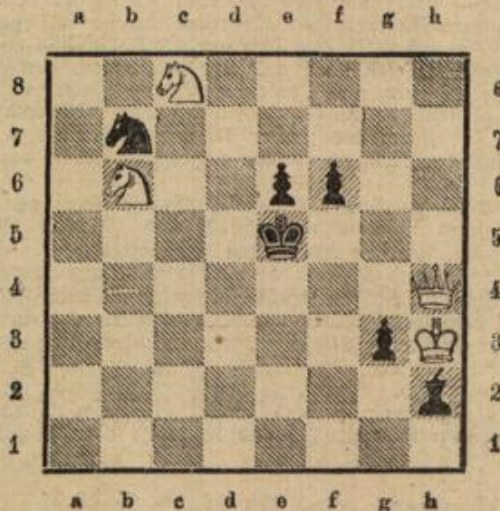
Auflösung des Nebus.

Wer keinen Willen hat, ist immer ratlos.

Wichtige Lösung sandten ein: Hermann Sachs-Wiesbaden. — Paul Schulze-Biebrich. — Emil Schneider-Wiesbaden. — C. O. Pijo-Wiesbaden. — Hugo Knäppchen-Wiesbaden. — Karl Haertel-Wiesbaden. — Heinz Müller-Bierstadt. — Kläre Hefnerich-Wiesbaden. — Emmy Mauser-Wiesbaden. — Fritz Verheiden-Biebrich.

Schach-Aufgabe.

Von A. Corrias.



Weiß.

(1+0)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Klobes in Wiesbaden,
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Rudolf Rehdorf in Wiesbaden.